

TITEL

AMERIKAS ZERTRÜMMERTE SEELE

20 Jahre Anti-Terror-Krieg haben die USA an ihre Grenzen gebracht. Sieben Menschen erzählen, wie das Trauma von 9/11 ihr Leben bis heute prägt

Von Jan Christoph Wiechmann, Michael Streck, Anuschka Tomat und Angelika Hala

Durch die zerborstene Scheibe einer Fußgängerbrücke am Ground Zero machte der Fotograf James Nachtwey am Nachmittag des 11. September diese Aufnahme

Der Tag steht ihnen wieder bevor – dieser 11. September, für den sie 20 Jahre nach den Anschlägen höchst unterschiedliche Bezeichnungen haben: 9/11. Tag des Terrors. Tag der Helden. Kriegsbeginn. Zäsur der Geschichte. Und auch: der Anfang vom Ende Amerikas.

In jedem Fall ein Tag, der ihre Leben dramatisch prägt und, so stellen sie fest, auch das ihres Landes und der ganzen Welt:

Da ist der Waisenjunge, der als Dreijähriger seinen Vater im World Trade Center verlor und ihn bis heute sucht.

Und der Feuerwehrmann, der 93 Freunde in den Trümmern verlor und jeden Tag am Tatort mit ihnen spricht.

Da ist der Scharfschütze, der Osama Bin Laden in Pakistan erschoss und versucht, darin einen Sinn zu erkennen.

Und die Witwe, die Zacarias Moussaoui, einem der Hintermänner der Anschläge, in die Augen sah und ständig einen Neuanfang probiert.

Da ist die Soldatenfamilie, die ein Kind nach dem anderen in die folgenden Kriege schickte und sich fragt, was sie mit diesen verlorenen Kriegen nun anfangen soll.

Und die Generalin, die den Folterknecht Abu Ghraib führte und noch immer auf der Flucht vor ihren Feinden ist.

Da sind Botschafter, Politologen, Historiker, die die große Frage beschäftigt: Amerika, was hat dieser Tag aus dir gemacht?

Und schließlich ist da dieses Land, das sich von den Anschlägen nie richtig erholt hat und im langen Schatten des 11. September 2001 nach seiner Identität sucht. Und das nun, genau 20 Jahre später, vor einer niederschmetternden Wahrheit steht. Die Taliban, Gastgeber von al-Qaida, haben gesiegt. Der Terror ist zurück.

Wir Kinder von 9/11

Seine Haut ist noch schweißnass, die grelle Morgensonne sticht ihm ins Gesicht. Mike Lynch, 23, hat seinen Fünf-Uhr-

Work-out gerade beendet und steht am offenen Fenster seiner neuen, noch leeren Wohnung in Crystal City, Virginia.

Er steht, sagt er, vor einem neuen Leben. Nach 20 Jahren Anlauf.

Er bereitet sich auf das nächste Krafttraining und danach auf die Tauchgänge vor, zahllose Male Luftanhalten im Schwimmbecken, immer 60 Sekunden lang, bis kurz vor der Ohnmacht. „Ich will Navy Seal werden“, sagt Mike. „Elitekrieger. Wie die Kerle, die Osama Bin Laden erschossen haben.“

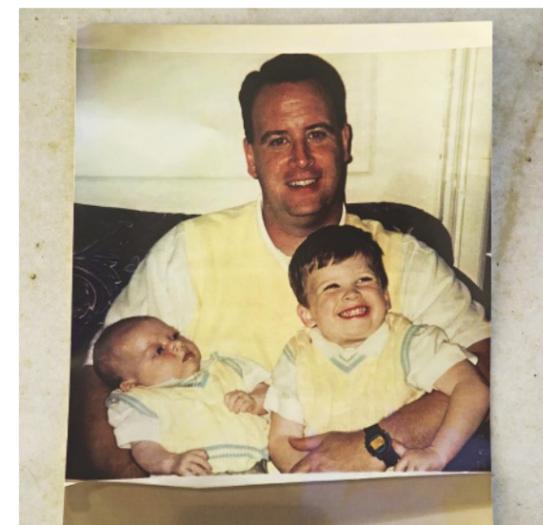
Er blickt einen herausfordernd an. „Ich will etwas Größeres dienen als mir selbst.“ Und nach einem weiteren Zögern mit leicht zitternden Lippen: „Ich folge meinem Vater, wie viele von uns 9/11-Kids.“

Mike meint die mehr als 3000 Kinder – manche damals noch ungeboren –, die ihre Väter und Mütter am 11. September 2001 verloren. „Wir suchen alle nach einem tieferen Sinn, weil der Tod unserer Eltern so unfassbar ist. Es war nicht irgendein Tod, sondern ein Massenmord im blutigsten Terroranschlag der Weltgeschichte.“

Sein Vater, Mike Lynch Senior, 33, Feuerwehrmann der Wache 54 in Manhattan, hatte eigentlich frei an jenem Morgen. Er wollte den ersten Vorschultag seines ältesten Sohnes Mike erleben. Als Lynch jedoch die Bilder vom rauchenden North Tower sah, raste er zum Einsatz. In der Lobby des South Tower traf er auf seinen verzweifeltsten Kameraden Tim Brown, der vor einem abgestürzten, brennenden Fahrstuhl stand. Menschen steckten darin fest. „Ich packe das“, sagte Lynch, ein Bär von Mann. Mit einem Schlagbolzen und in einem wahnsinnigen Willensakt gelang es ihm, sie zu befreien. Sie nannten ihn später



FOTOS: GREG KAHN/GRAIN/STERN (2)



Mike Lynch (l.) trägt ein Tattoo der Türme auf der Brust. Sein Vater (oben mit Mike, r., und Bruder Jack) ist eines der 2983 Opfer der Anschläge vom 11. September 2001

„unseren blauäugigen Engel“. Dann lief Lynch vor den Augen seines Freundes den Turm hinauf, um weitere Menschen zu retten. Wenige Minuten später, um 9.59 Uhr, stürzte der South Tower ein.

Mike Junior hat, anders als sein jüngerer Bruder, klare Erinnerungen an den Vater: „Wie er mir Erdnussbutter-Sandwiches machte, wie wir mit Plastik-Dinosauriern spielten. Zur Beerdigung kamen mehr als 1000 Leute, mein Bruder und ich saßen im Feuerwehrwagen der Wache 54.“

Keine Wache verlor am 11. September so viele wie die Engine 54, Ladder 4, Battalion 9 aus Midtown Manhattan: 15 Männer.

Tim Brown buddelte tagelang in den Trümmern nach den Überresten seines Freundes, bis er sie fand und der Familie übergab. „So hatten wir eine Gewissheit, die viele andere Angehörige nicht bekamen“, sagt Mike.

Er ähnelt seinem Vater, groß und bullig, die Gesichtszüge weich, und spricht mit sanfter Stimme, reflektiert. Bei unseren ersten Treffen in New York war er verschlossen. Jahrelang taumelte er ziellos durchs Leben, traf sich mit anderen 9/11-Kids, um das Unfassbare zu verstehen, und zog sich wieder zurück in die Stille seines Zimmers. Sie machten Therapien und Filme, zu jedem Jahrestag wurde aufs Neue über sie berichtet. Sie fühlten sich erdrückt von der Last der Geschichte und belagert von der Neugier der Welt. „Wir kommen immer noch zusammen, aber es ist schwer“, sagt Mike. „Viele von uns fragen sich nach wie vor: Warum mein Vater? Warum meine Mutter? Für mich stellt sich die Frage nicht. Die Eltern der anderen wollten raus aus den Türmen. ▶“

Mein Vater lief hinein. Die anderen starben als Opfer. Er starb als Held.“

Die Frage ist, wie gegenwärtig dieser Tag noch für seine Generation ist angesichts von Klimawandel und Pandemie und anderen Katastrophen? „Jeder Jugendliche weiß, was 9/11 ist, aber es ist nicht mehr so präsent“, sagt Mike. Neulich habe er beim Training einen getroffen, der sein Tattoo von den Türmen und dem Schriftzug „Never Forget“ sah und fragte, was das denn sei. „Da sagte ich: Verschwinde, wenn du das nicht weißt.“

Die Frage soll nicht kommen, und doch rutscht sie heraus: Wie kommt man je darüber hinweg? Mike sagt: „Man kommt nie darüber hinweg. Vor allem, wenn jetzt die Taliban in Afghanistan gewinnen. Das ist doppelt schmerzhaft. Ich habe lange vermieden, mich der Vergangenheit zu stellen. Irgendwann öffnete ich die Kiste mit den Habseligkeiten meines Vaters. Da war eine Karte von Tim Brown drin: ‚Wenn du mich brauchst, melde dich.‘ Das wurde meine Rettung.“

Der gute Hirte

Fast jeden Tag ist er hier am Ground Zero im Pub „O'Hara's“ mit seinem Glas Stella und seinem Cheeseburger und dem Blick auf die neu errichteten Türme des World-Trade-Center-Komplexes. An der getäfelten Wand hängen Tausende Abzeichen von Feuerwehrhäusern und Polizeiwachen aus aller Welt. Davor sitzen New Yorker Feuerwehrmänner und Polizisten, die nach der Frühschicht eintreffen für ein letztes Bier oder ein erstes. „Meine Leute“, sagt Tim Brown, 59, breite Schultern, darüber ein schwarzes T-Shirt mit dem Schriftzug „Stand for Freedom“.

Das „O'Hara's“ ist die 9/11-Kneipe von New York. Und Tim Brown so etwas wie der 9/11-Mann von Amerika. „Der Pub ist meine zweite Heimat.“ Er verbessert sich: „Meine erste. 9/11 ist mein Leben.“ Auf den Bildschirmen laufen Baseball und CNN, Bilder aus Kabul, bei denen sich ihm der Magen umdreht. „Es ist wie ein neuer Anschlag. Die Bösen haben gewonnen.“

Es klingt wie eine Zusammenfassung der 20 Jahre Krieg.

Der Feuerwehrmann Tim Brown verlor am 11. September nicht nur Mike Lynch und 92 andere Freunde, sondern seither auch Dutzende weitere Kameraden, Polizisten, Bauarbeiter. Sie atmeten damals den toxischen Staub ein und starben an den Spätfolgen der Anschläge, an Hodenkrebs oder Lungenkrebs oder den Trau-

mata im Kopf, 14 000 Überlebende haben Krebs bekommen. Tränen schießen in seine Augen. „Ich schäme mich meiner Tränen nicht. Ich heile immer noch. Tag für Tag. Seit 7300 Tagen.“

Tim Brown führt ein Leben gegen das Vergessen. Er kämpft für die Versehrtenrente seiner „Brüder“, für Krankenvorsorge



Tim Brown im Pub „O'Hara's“ in New York. Der ehemalige Feuerwehrmann verlor am Tag der Anschläge 93 Kameraden

FOTOS: ADAM FERGUSON/STERN; KRISTANILES/THE NEW YORK TIMES/REUTERS/LAIF

und Spenden. Er besucht die Witwen und Angehörigen und regelt deren Ansprüche, vor allem die der Kinder. „Mit Mike traf ich mich hier im ‚O'Hara's‘ aufs erste Bier und seitdem ständig. Ich habe ihm erzählt, was für ein Held sein Vater war. Ich bringe ihn mit Navy Seals zusammen, die Bin Laden aufspürten. Das gibt ihm eine Richtung.



Beisetzung eines Feuerwehrmanns, der bei einem Rettungseinsatz in den Türmen umkam. Nach dem Anschlag starben noch Dutzende an den Folgen des giftigen Staubs

Diese Kids werden immer wieder verwundet. Sie brauchen die Vaterfigur. Ich bin der gute Hirte für sie. Das ist mein Versprechen an meine toten Brüder.“

Tim Brown geht hinüber zur 9/11-Gedenkstätte, ein breitschultriger, schwerer Gang wie aus Westernfilmen. Fast jeden Tag läuft er die acht Kilometer zu Fuß von seiner Wohnung bei den Vereinten Nationen in Midtown bis zum 9/11-Memorial: zwei rechteckige Becken auf den Fundamenten der zerstörten Zwillingstürme. Eine rauschende Wasserkaskade, die im Untergrund versinkt. In Stein sind die Namen der 2983 Opfer graviert. Er tritt an die Stelle, wo die Namen seiner Freunde stehen, und reibt Wasser über die Buchstaben. „So begrüßen wir uns. Ein Ritual. Dann reden wir. Wie es den Familien heute geht. Wie es Amerika geht.“

Wie geht es Amerika 20 Jahre danach?

„Nicht gut. Wir waren kurz vereint und sind nun gesplittener als je zuvor. Die Kriege sind verloren. Die Familien sind erbost, dass Biden den 11. September als Datum für seinen Rückzug aus Afghanistan wählte. Zum Jahrestag kommen immerhin alle Präsidenten her.“ Es ist die Erinnerung, dass dieses Land einen Tag lang zusammenstand, „one nation under God, indivisible“, vereint in Trauer und Wut.

„90 Prozent der Gesetzeshüter sind pro Trump“, sagt Brown. „Aber auch die 9/11-Community ist gespalten in Trump-Hasser und Trump-Fans. Meine eigene Familie ist gespalten. Selbst meine Beziehung.“ Er blickt seine Freundin an, eine Fotografin. Sie blickt ihn an. Er umarmt sie. Für einen Moment liegt Hoffnung in diesem Bild.

DIE BÖSEN HABEN GEWONNEN, SO SCHEINT ES VIELEN HIER

Tim Brown ist nicht nur Tröster und Mentor. Vor allem ist er Fürsprecher der Angehörigen. Er ist ihr Verbindungsmann zu Politikern. FBI und CIA engagieren ihn als Redner. Den jungen Agenten erzählt er vom Gestank des Todes und den Schmerzen der Witwen und dem Massenmord an seinen Freunden. Später an diesem Tag wird er noch vor FBI-Leuten in Dallas sprechen. Tags drauf in Virginia vor einer Delegation von Navy Seals. „Sie sind zu jung, um eine emotionale Verbindung zu 9/11 zu haben. Sie sollen wissen, warum sie das Land beschützen. Vor 20 Jahren haben wir versagt. Heute arbeiten CIA, FBI und Militär besser zusammen. Ich bringe sie zusammen, bei Barbues, Lunches, Parties, da teilen sie Infos. Das gab es vorher nie.“

Seine größte Aufgabe besteht aber wohl darin, an der Verurteilung der letzten 9/11-Terroristen in Guantánamo zu arbeiten, unter ihnen auch das Mastermind Chalid Scheich Muhammad, das letzte offene Kapitel der Anschläge. Genauer darf er nicht sagen, nur so viel: „Nichts würde den Angehörigen größeren Trost bringen als die Verurteilung.“ Das Wort fällt in den Gesprächen auch nach 20 Jahren ▶

immer noch am häufigsten – „closure“. Abschluss. Gewissheit. Trost.

Und was heilt ihn?
„Eine Aufgabe im Leben“, sagt Tim Brown, „eine Bestimmung.“

Die beste Heilung für Angehörige?
„Die Helden zu berühren“, sagt er, „die Rächer, die Navy Seals, die Bin Laden zur Strecke brachten. Das organisiere ich. Ein Vater sagte neulich zum Todesschützen: Der Teufel tötete meinen Sohn. Du hast den Teufel getötet. Jetzt habe ich Frieden.“



Der ehemalige Elitesoldat Robert O'Neill erschoss 2011 Al-Qaida-Chef Osama Bin Laden

Tim Brown weiß aber auch, dass das nur die eine Seite ist. Die andere ist, dass der Killer von Osama Bin Laden keinen Frieden findet. Dass er gehasst und gesucht wird. Dass sein Leben in Gefahr ist. Gerade jetzt.

Der Rächer

Der Mann reagiert nicht auf E-Mails. Er beantwortet keinen Anruf. Über den Bekannten eines Bekannten lässt er kryptisch ausrichten: „Bin in Tennessee.“ Eine Woche später: „Wo sind Sie?“ Dann ein Monat Sendepause.

Irgendwann taucht er dann auf, an einer Gedenkstätte in der Kleinstadt Scarsdale. Groß, rotblond, das weiße Hemd durchschwitzt, darauf seine Initialen: RO. Wie eine Modemarke. Auch auf der Brust als Tattoo: RO.

Er war mal ein Elitesoldat. Jetzt ist er eine Marke.

Rob O'Neill stellt sich andächtig vor das Memorial für die Opfer von 9/11. Immer wieder erreichen ihn Bitten von Angehö-

rigen der Opfer, ihn treffen zu dürfen, „was ich gern tue. Sie sagen, ich trage zu ihrem Heilungsprozess bei. Dann wollen sie die Geschichte hören.“

Wie er den Massenmörder ermordete.
Wie sich die Navy Seals vom Team Six dem Häuserkomplex in Abbottabad, Pakistan, näherten. Wie er, Robert O'Neill aus Montana, schließlich vor dem 1,95 Meter großen Osama Bin Laden stand. „Ich musste ihn als ernste Gefahr sehen, also schoss ich dreimal auf ihn. Ins Gesicht.“ Der beste Tag in diesem Krieg gegen den Terror. So dachte er. Die Gelegenheit, die Kriege offiziell zu beenden, sogar mit einem Sieg. Aber Obama machte weiter.

Nach 30 Minuten erreicht das Gespräch einen heiklen Moment. Der so selbstsichere, oft rabiante Mann schildert den schlimmsten Augenblick seines Lebens: „Nachdem ich Bin Laden gekillt hatte, schauten mich seine Frau und sein Sohn an. Und als Vater schaute ich auf diesen Zweijährigen, und mein erster Gedanke, nachdem ich seinen Vater getötet hatte, war: Dieser arme Junge hat nichts mit alldem zu tun.“

Der Koloss wirkt jetzt fast weich. Jeder Krieger sei traumatisiert, auch er. „Jeder, der behauptet, dass er gern Türen eintritt und Leuten ins Gesicht schießt, hat es nie getan.“

O'Neill hat die Navy Seals 2012 verlassen. Er hat über seine 16 Jahre im Militärdienst ein Buch geschrieben und seine Geschichte vermarktet. Heute muss er sich verstecken. Einer der wenigen Helden der Kriege nach 9/11 ist heute ein Gejagter. Der Mörder des Mörders muss sich vor Mördern schützen. Er hat das *stern*-Team überprüfen lassen, hat den Treffpunkt vorher abgecheckt. Er sagt nicht, wo er am 11. September sein wird. Der IS will ihn töten, so wie sie gerade in Kabul mehr als 180 Menschen, unter ihnen 13 US-Marines töteten.

Nun sind die Taliban erneut an der Macht und sowohl IS als auch al-Qaida in Afghanistan weiter aktiv – für O'Neill und alle im US-Militär ein beschämendes Versagen der Politik. Seine bittere Erkenntnis 20 Jahre nach 9/11: „Wir gewinnen keine Kriege mehr. Wir haben keinen Krieg mehr gewonnen, seit wir die Bomben über Japan abwarfen.“

(Lesen Sie das ausführliche Interview mit Robert O'Neill ab Seite 36.)

Es ist der Eindruck, den wir auf den Reisen durch die USA überall bekommen: Die „forever wars“ nach 9/11, die endlosen Kriege,

wurden verloren. 2465 tote Amerikaner in Afghanistan. 4586 Tote im Irak. 30 177 Selbstmorde. Und, nach Berechnungen der Boston University, mehr als 37 Millionen Vertriebene und 800 000 Opfer, von denen die meisten so unschuldig starben wie die Toten von 9/11. Dazu all die Verehrten und Traumatisierten, die die Amerikaner in ihrem Hang zu Superlativen als „heroes“ bezeichnen, ein Begriff, der als Allheilmittel dienen soll, doch in der Stille des Alltags keine Schmerzen kuriert. Und dann sind da noch jene, die sich als Vergessene fühlen.

Die Witwe

Man kann sagen, dass die 20 Jahre nach Benjamin Keefe Clarks Tod im World Trade Center für seine Frau La-Shawn ein einziger Kampf waren. Benjamin arbeitete als Koch für die Catering-Firma Sodexo. Erst später sollte seine Geschichte rekonstruiert werden als die eines der „unsung heroes“, denn Benjamin Keefe Clark, ein ehemaliger Marine, hatte mehr als hundert Menschen das Leben gerettet. Zuletzt wurde er im 88. Stock des Südturms dabei gesehen, wie er einer querschnittgelähmten Frau im Rollstuhl half. Von ihm blieben 13 Knochen, geborgen auf der Liberty Street nahe Ground Zero und der gigantischen Müllhalde auf Staten Island, wo sie seinerzeit den Schutt der Tower abbluden und auf menschliche Überreste durchkämmten. Die Knochen kamen in Plastiktüten verpackt und in zwei Tranchen im Abstand mehrerer Monate an. La-Shawn ließ sie kremieren.

Wir begegneten La-Shawn Clark erstmals ein halbes Jahr nach den Anschlägen in ihrem kleinen Haus in Crown Heights, Brooklyn, New York City, um sie herum fünf Kinder im Wohnzimmer. Auf dem Boden spielte Gabriel, 4, der Jüngste. Der Kleine, erzählte La-Shawn, hockte nachts oft im Wohnzimmer auf einem Stuhl mit baumelnden Beinchen und starre auf die Haustür, durch die der Vater abends nach der Arbeit trat.

SIE BEKAM 13 KNOCHEN ZURÜCK, IN PLASTIKTÜTEN VERPACKT



La-Shawn Clarks Ehemann arbeitete als Koch im World Trade Center – und kam an 9/11 ums Leben. 2006 trat sie als Zeugin im Prozess gegen Zacarias Moussaoui (r.) auf, der den Anschlag vorbereiten half



An einem warmen Sonntag im August 2021 sitzt La-Shawn Clark, 55, im Rose Garden von Allentown, Pennsylvania, auf einer Parkbank und berichtet von den Höhen und den Tiefen der vergangenen zwei Jahrzehnte. Sie besiegte den Krebs zweimal und eine schwere Nierenkrankheit; sie überstand eine zweite Heirat mit einem Mann, von dem sie lediglich sagen will, „dass er für mich hilfreich war, bis zu dem Zeitpunkt, da er es nicht mehr war“, das Unausgesprochene bedrückend vielsagend.

Sie spricht an diesem Augustsonntag von Opfern erster und zweiter Klasse. Feuerwehrleute, Polizei und Rettungskräfte erste Klasse, Zivilisten wie Benjamin zweite Klasse. Das treibt sie bis heute um. Ein paar Wochen nach seinem Tod machte sie sich auf den Weg zum Pier an der Westseite von Manhattan, einer Zeltstadt der Opferhilfe. Sie wollte dort „workers compensation“ beantragen, Ausgleichszahlungen, es ging ums Überleben für sie und die Kinder. Sie saß dort vom Abend bis vier Uhr morgens, ehe sie endlich an der Reihe war, aber dann kam ein Feuerwehrmann

und legte einen Stapel Papiere auf den Tisch, und die Sachbearbeiterin sprach: „Sorry, Ma'm, Feuerwehr und Polizei haben Priorität.“ So ging das in einem fort, der Hauseigentümer erhöhte einen Tag vor Weihnachten die Miete, und La-Shawn spürte, dass dieses New York City ihr und den Kindern auf Dauer nicht guttun würde, die ständigen Erinnerungen, die Ungleichbehandlung. In der Schule stand 9/11 natürlich auf dem Lehrplan, und die Kids litten zusehends darunter, dass sie nicht nur Beobachter, sondern Teil dieser Geschichte waren. Im Juni 2003 packte La-Shawn ihre Sachen und ihre Familie, zog nach Allentown und eröffnete eine Catering-Firma, auch im Gedenken an ihren Mann, den Koch. Sie arbeitete nebenbei für die Wohltätigkeitsorganisation „Windows of Hope“, die sich für solche einsetzt, deren Stimmen überhört werden.

Und schließlich erhob sie selbst die Stimme. Die US-Regierung lud sie im Frühjahr 2006 als Zeugin zum Prozess gegen Zacarias Moussaoui, einen Planer der Anschläge. Männer im dunklen An-

zug und mit Sonnenbrille holten sie morgens ab, „es war wie bei ‚Men in Black‘“, man flog sie nach Alexandria, Virginia, und dort sah sie im Gerichtssaal Moussaoui, „einen Mann mit dunkler Hautfarbe so wie ich“, und sie schaute ihm direkt in die Augen, und er schaute zurück, „ein furchterregender Moment“. Sie erzählte im Gericht von Benjamin und was für ein Mensch er gewesen sei, von seinen Geschenken für sie und die Kinder; auch davon, dass er am 11. September eigentlich gar nicht im World Trade Center hätte sein sollen, sondern bei einer Wein- und Meeresfrüchteverkostung drüben in New Jersey. Aber eine ►

Kollegin hatte sich verspätet. Also blieb er. Und half. Und starb.

La-Shawn ist eine blendende Rhetorikerin, Richter und Zuhörer waren ergriffen. Moussaoui schaute regungslos. Dann fuhr sie wieder heim nach Allentown und kümmerte sich um die Familie.

Aus allen Kindern ist etwas geworden, „das ist der größte Erfolg meines Lebens“. Einige graduierten mit Auszeichnung, Sohn Chaz bekam sogar einen Brief von Bill Clinton. Tochter Brittany schenkte ihr vor zwei Jahren das erste Enkelkind. Gabriel, der Jüngste, ist gerade nach Los Angeles gezogen und arbeitet als Model, er sieht Benjamin zum Verwechseln ähnlich. La-Shawn denkt darüber nach, Allentown zu verlassen und nach Maryland zu ziehen. Ihr Haus hat sie schon verkauft. Sie würde gern irgendwann alles aufschreiben. Ein Buch über Benjamin, Liebe ihres Lebens. Und stellvertretend für alle, von denen sie fürchtet, ihre Geschichte könnte sonst vergessen werden.

Die Soldatenfamilie

Die Fahrt zu den Johnsons führt durch den Nordwesten des Staates Georgia über geschwungene Landstraßen und tiefgrüne Bäche und durch Alleen aus Sumpfpalmen, in denen Spanisches Moos hängt wie dichter Morgennebel. Eine verwunschene Gegend wie aus den Abenteuern von „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“.

Sobald man im Dorfzentrum von Lyerly ankommt, erblickt man aber etwas Eigenartiges: Rund um den Sportplatz stehen keine Tribünen oder Wegweiser, sondern Holzkreuze der gefallenen Soldaten des Ortes. Unter ihnen auch: „Justin W. Johnson SPC, Army“.

Die Kriege sind bis in die Schulen und Arenen vorgedrungen, tief in die Seele von Lyerly, Georgia, 514 Einwohner. Nicht New York schickte seine Söhne in der Folge von 9/11, sondern vor allem das Heartland.

Außerhalb des Ortes, am Chattooga River, steht ein Fertighaus und davor ein weiteres Gedenkkreuz für den Soldaten Justin Johnson. Hier wohnen Joe und Jan Johnson, Justins Eltern. Das Grundstück kauften sie von dem Geld, das sie als „Todesprämie“, eine Art Entschädigung für Justin von der Armee bekamen. Drinnen hängen so viele Bilder von uniformierten Vorfahren an der Wand, dass kaum noch Platz bleibt. „Sie alle waren im Krieg – Korea, Vietnam, Zweiter Weltkrieg“, zählt Jan Johnson auf. Sie ist 63 Jahre alt, eine blonde Frau in weißer Bluse und Jeansrock, die einen schweren Corona-Verlauf über-

SIE ZIEHEN IN DEN KRIEG, WOHN IHR LAND SIE AUCH SCHICKT



Jan (l.) und Joe Johnsons jüngster Sohn Justin (r.) starb im Irak-Krieg. Anschließend dienten beide Eltern ebenfalls dort. Vor dem Fototermin für den Stern ließ sich Joe Johnson beim Friseur die Hippie-Mähne stutzen



FOTO: JOHNATHON KELLER/SPIEGEL

lebt hat. Sie bleibt nun an einer Gruppe von Bildern hängen:

„Das ist Joshua. Mein ältester Sohn. Er war in Afghanistan. Er wollte Rache für 9/11. Er kam zurück.“

„Und das ist Justin. Mein Jüngster. Er war im Irak und kam nicht zurück.“

„Und das ist Joe, mein Mann. Er ging in den Irak. Er wollte Rache für 9/11 und für Justin.“

„Und das bin ich. Auch ich ging in den Irak. Ich war zum Wiederaufbau da.“

In der Tür erscheint ihre Enkeltochter Justine, erst 17, ein zartes Mädchen, benannt nach ihrem gefallenen Onkel Jus-

tin, sie lebt bei den Großeltern. „Ich gehe auch“, sagt sie ungefragt. „Wo immer mein Land mich hinschickt.“

Die Johnsons sind eine Militärfamilie wie so viele auf dem Land. Wenn Amerika ruft, schicken sie ihre Kinder. Es ist eine Art Naturgesetz. Nach 9/11 meldeten sich alle Johnsons freiwillig. Die USA hätten damals wahrscheinlich 60 Millionen Männer und Frauen in den Krieg schicken können.

Wie liefen diese 20 Jahre Krieg?

Joe rümpft die Nase. Er wirkt so wie das ganze Land, ausgelagt. „Afghanistan ging total schief. Wir haben nichts Gutes gemacht. Das ganze Geld ging an die Bösen.“

Auch hier, in den konservativen Südstaaten, wollen sie ihre Soldaten nur noch zurückhaben. All die Kriege beenden. Sich aus der Welt zurückziehen. Trumps und Bidens Rückzug ist richtig, das ist die vorherrschende Meinung. Nur nicht auf diese hastige, dilettantische Weise.

Wofür sind Justin und all die Soldaten dann gestorben? Für einen 20 Jahre anhaltenden Fehler?

„Für die Freiheit“, sagt Joe automatisch. „Für unser Land“, sagt Jan.

Das sind die Worte, die einem bleiben, wenn die Wahrheit zu sehr schmerzt.

Joe Johnson ist 65, ein hagerer Mann mit den langen wehenden Haaren eines Hippies. Zu Mittag öffnet er eine Dose Bier. Im Garten hat er sich eine Werkstatt eingerichtet und schießt auf seinem privaten 120-Meter-Schießstand.

Das ist seine Therapie.

Seine Frau Jan fertigt Steppdecken für die Familien der toten Soldaten und geht auf deren Beerdigungen, um zu helfen, jetzt wieder für die toten Marines von Kabul.

Das ist ihre Therapie.

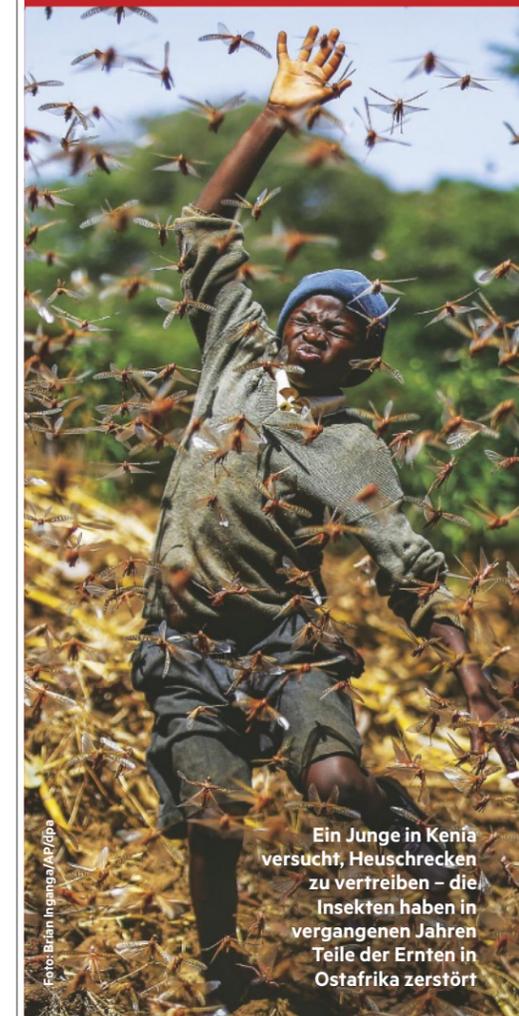
Wie Tim Brown sind sie glühende Trump-Anhänger und gleichzeitig herzengute Menschen. Zwei Dinge, die für viele Europäer nicht zusammenpassen.

Die Johnsons hatten wir 2005 zum ersten Mal besucht. Ihr Sohn Justin hatte damals den typischen Tod der Post-9/11-Kriege erlitten: zerfetzt von einer Sprengbombe. Daraufhin meldete sich sein Vater zum Einsatz im Irak, um Justin zu rächen, „ich wollte die Arschlöcher hochnehmen“. Joe war der letzte Mann der Familie, der noch nicht im Krieg gewesen war. Präsident George W. Bush und sein Vize Dick Cheney empfingen die Johnsons in Washington, sie waren die Vorzeigepatrioten, Superhelden.

Wie Robert O'Neill, aber anders.

„Ich habe es dann tatsächlich zum Tatort geschafft“, erzählt Joe, „vier Meilen vor Sadr City, Bagdad. Von da an ging ich immer raus, freiwillig, auf jede Mission, ▶

GEMEINSAM GEGEN DEN HUNGER



Ein Junge in Kenia versucht, Heuschrecken zu vertreiben – die Insekten haben in vergangenen Jahren Teile der Ernten in Ostafrika zerstört

Der Hunger kehrt zurück. Klimawandel, Kriege und die wirtschaftlichen Folgen von Covid-19 haben die Zahl der Menschen, die zu wenig zu essen haben, dramatisch ansteigen lassen. Sie brauchen unsere Hilfe.

STIFTUNG STERN
Hilfe für Menschen e.V.

Bitte helfen Sie uns zu helfen. Einfach scannen und spenden. Oder per Überweisung: Stichwort „Hunger weltweit“



IBAN DE63 2007 0000 0469 9500 02
www.stiftungstern.de



Janis Karpinski (l.) hatte Verantwortung über das Folter-Gefängnis von Abu Ghraib im Irak. Dort misshandelten US-Soldaten systematisch Häftlinge (o.)

in Kabul. Verstümmelte US-Söldner an einer Brücke in Falludscha. Und am schlimmsten, so ikonisch wie die brennenden Türme, die nackten Gefangenen an Hundeleinen oder der mit Stromkabeln verdrahtete Mann in Abu Ghraib, das dunkelste Kapitel der Post-9/11-Ära.

Die Folter-Chefin

Bereits die erste Kontaktaufnahme mit der ehemaligen Generalin der US Army verläuft rätselhaft. Nach dem dritten Klingeln geht eine Frau ans Telefon, deren Stimme wie die von Janis Karpinski klingt, aber sie sagt: „Janis ist nicht da. Sie können aber Ihren Interviewwunsch für sie hinterlegen.“ Vier Tage später sagt dieselbe Stimme: „Ich bin Janis. Ich gebe normalerweise keine Interviews, habe aber gute Erfahrungen mit deutschen Journalisten gemacht.“ Kurz vor dem Interview lässt sie mitteilen: „Ihre E-Mails werden gehackt. Und ich wurde 14-mal angerufen, dass ich mich nicht mit Ihnen treffen soll.“

Dann legt sie elf Uhr fest in einem Hotel in New Jersey und erscheint schließlich mit fünf Stunden Verspätung, begleitet von ihren zwei Papageien. „Ich bin immer unterwegs“, sagt sie entschuldigend. Und, andeutungsvoll, „auf ein bewegliches Ziel kann man nicht schießen.“

Das ist so etwas wie die Zusammenfassung ihres Lebens: immer unterwegs. Vielleicht eher: immer auf der Flucht. Eine Gejagte.

FOTOS: ADAM FERGUSON/STERN/AP

So wie Rob O'Neill.

Janis Karpinski, 68, war Brigadegeneralin im Krieg und verantwortlich für die Militärgefängnisse im Irak, darunter auch Abu Ghraib. Sie wurde neben Charles Graner und Lynndie England das Symbol des Folterskandals, des größten Desasters im War on Terror, ein moralischer Bankrott der Supermacht.

„Es war absolut das größte Desaster“, sagt sie. „Das Bild von dem Kerl auf der Kiste mit der Kapuze über dem Kopf, das bleibt für immer hängen. Wir schufen eine Horrorshow.“

Alles, wofür Amerika stand, war mit einem Mal hinüber, dieses Land, das diese hochtrabenden Titel für sich beansprucht: „beacon of hope“, „greatest nation on the face of the planet“.

Sie waren nun, um mit O'Neill und Brown und Johnson zu sprechen: die Bösen.

„Abu Ghraib war der Anfang vom Ende des Kriegs“, sagt die ehemalige Kommandantin. „Es gibt keine schlimmeren Kriege in unserer Geschichte als die im Irak und Afghanistan. Wir hatten null Erfolg.“ Sie blickt aus hellwachen Augen, unter denen sich im Lauf des dreistündigen

Gesprächs tiefe Ringe bilden. Eine große, drahtige Frau, eine der ersten hochrangigen Frauen im Militär. Sie trägt eine schulterfreie Bluse in den Farben einer Tarnuniform.

Die große Frage bis heute ist: Wie war Abu Ghraib möglich? Nur zwei Jahre nach 9/11.

Ihre Antwort: „Genau wegen des 11. Septembers. Es war die unmittelbare Antwort auf den Terror. Eine Art Rache. Wir können auch anders. Sehr unamerikanisch.“

Aber innerhalb der Kommandostruktur? „Ich erforsche das seit 15 Jahren. Ich bin immer noch auf der Suche. Es kam von ganz oben“, sagt sie, „von Vizepräsident Cheney und Verteidigungsminister Rumsfeld.“ Die Folter-Memoranden. Die Legitimierung der Peinigung. Sie wurden bis nach unten zu den Soldaten durchgereicht. „Die USA standen nach den Anschlägen noch unter Schock, da setzten die Bosse alles durch. Ich hatte Folter vorher auch schon auf dem US-Luftwaffenstützpunkt Bagram in Afghanistan erlebt – „enhanced interrogation“, erweiterte Verhörmethoden, wie sie es nannten. Ich war geschockt.“

„ICH VERLOR ALL MEINE FREUNDE. ICH WAR TOXISCH“

Für Karpinski ist Abu Ghraib eine Warnung an die Welt, wie schnell ein stabiles Land kippen kann, „auf die dunkle Seite“, wie sie es nennt.

Wie lebt sie selbst damit? Mit der Schuld. Seit gut 17 Jahren nun?

Sie antwortet auf die Frage nicht sofort. Sie beantwortet jede Frage in einem hastigen Sprint, in dem sie die Ereignisse wie eine Kriminologin durchgeht – wer tat was wann und wo. Nur über sich selbst und ihre Rolle spricht sie nicht.

Sie wurde degradiert. Abgesetzt. Sie wurde das Gesicht der Schande.

„Ich wurde zum Abschuss freigegeben, um all die Leute über mir zu schützen“,

ich wollte immer mehr Rache.“ Auf den damals 48-jährigen Großvater wurde mehrfach geschossen, an Weihnachten gleich viermal, er atmete giftige Chemikalien ein, wurde an Rücken und Knie verletzt, ein Kriegsversehrter. Getötet hat er keinen.

Doch zugleich geschah etwas Eigenartiges: Je mehr Einsätze er absolvierte, desto mehr wuchsen ihm die Iraker ans Herz. Er meldete sich für Einsätze beim Häuserbau. Er sammelte Spenden für Kinder. Er ging auch noch in das Kosovo, um beim Aufbau zu helfen.

Er wurde, wie viele Krieger, die wir trafen, ein anderer Mann.

Würde er heute noch mal gehen?

„Wenn man mich ruft, gehe ich.“

Und wenn man ihn mit seinen 65 Jahren nicht mehr nimmt?

„Dann gehen unsere Enkel.“

Eine Woche später kommt ein Anruf. Joe erzählt stolz, Enkelin Justine, frisch aus der Highschool, sei in der Army angenommen worden. Es klingt fast wie eine Erlösung.

Nach all den Gesprächen mit Angehörigen von 9/11-Opfern, mit Soldaten und deren Familien verfestigt sich der Eindruck, dass die Menschen dieses so gespaltenen Landes sich zumindest in einem einig sind: Die Kriege der vergangenen 20 Jahre waren vergebens, wie Vietnam. 6,4 Billionen Dollar Verschwendung. Nicht nur vergebens, sie waren kontraproduktiv. Wenn es al-Qaidas Ziel war, die Weltmacht ins Wanken zu bringen, ist das aufgegangen.

Was also ist geblieben nach 20 Jahren? Bilder wie aus Saigon. Fliehende Amerikaner

Lesen Sie jetzt den neuen Spannungsroman von
GIRL ON THE TRAIN-
Autorin Paula Hawkins!



blanvalet

Jetzt bei Ihrer Lieblingsbuchhandlung.

AMERICA FIRST, AMERICA ONLY. DAS GILT AUCH UNTER BIDEN



Charles Kupchan lehrt an der Georgetown University in Washington. Er warnte früh vor Amerikas Selbstüberschätzung

sagt sie schließlich. „Ich verlor all meine Freunde. Ich war toxisch.“

Sie tragen keine Schuld?

Diese Frage hat der *stern* in Interviews nach 9/11 so unterschiedlichen Menschen gestellt wie Außenminister Colin Powell (Thema: Massenvernichtungswaffen im Irak) und der Gefreiten Lynndie England (Folter), Präsident Barack Obama (Guantánamo), General McChrystal (Afghanistan) und Sergeant Frank Wuterich (Massaker von Haditha). Auch sie wehrten alles ab und antworteten nach demselben Muster: Schuld haben andere.

Schließlich sagt Janis Karpinski: „Ich hätte mehr Fragen stellen müssen. Ja, ich hätte wissen müssen, was in meinem Gefängnis vorgeht.“

Sie wirkt nun fast erleichtert.

„Ich habe Kontakt zu Charles Graner und Lynndie England“, erwähnt sie unvermittelt. „Zu allen sieben, seit die aus dem Knast kamen. Ich lasse meine Soldaten nicht im Stich. Ich nenne sie meine Sieben.“

Nach so vielen Jahren haben Sie noch Kontakt?

„Graner ist ein super Handwerker“, sagt sie eilig. „Er kann aus Coladosen einen Panzer bauen. Lynndie zieht ihren Sohn groß, sie wird von ihrer Mutter abgeschirmt.“

Sie kümmern sich noch immer um die damaligen Folterer?

„Ich lasse meine Leute nicht im Stich.“

Aber Sie haben das Militär doch vor mehr als 15 Jahren verlassen.

„Ich habe das Militär in meinem Herzen nie verlassen. Ich gehe als Zeugin nach Guantánamo zu den Prozessen und spreche dort über die Folter. Ich mache es für die Verteidigung. Ich tue das, um meine Fehler zu begleichen.“ Das hört sich an wie ihre Form der Therapie. Wie Selbstheilung. Oder Besessenheit.

Ihre Papageien kreischen nun. Einer, mit Namen Casey, 42 Jahre alt, fliegt durchs Zimmer und kackt auf einen Stuhl. Sie blickt auf den Parkplatz. „Sehen Sie den Mann im roten Hemd? Sie sind hinter mir her. Ich werde verfolgt. Die haben mein Handy gehackt. Die könnten mich kidnappen, nur

damit ich schweige. Ich habe damals im Irak Deals gesehen zwischen dem US-Militär und den Mudschahiddin“, deutet sie an.

Für einen Augenblick möchte man lachen, so abwegig klingen ihre Ängste, doch schnell wird klar: So wie 9/11 zu viel war für die Seele eines dreijährigen Jungen und der Verlust von 93 Freunden zu viel für die eines Feuerwehrmannes und der Mord an Bin Laden für die des Schützen und der Kriegstod des Sohns für die der Eltern und so wie überhaupt jeder Krieg zu viel ist für die Psyche der Soldaten, so ist auch Abu Ghraib zu viel für die Seele der ehemaligen Kommandantin Janis Karpinski. Wer für die Welt das Gesicht der Folter war, braucht übermenschliche Kräfte, um sich davon zu erholen.

Wenn es so etwas wie eine Gemeinsamkeit in den Gesprächen und Erfahrungen der Protagonisten gibt, dann diese: Den USA geht es heute schlechter als vor 20 Jahren. Schlechter sogar als am 11. September 2001. Sie haben einige richtige Schlüsse aus den Attacken gezogen, aber viel mehr falsche. Sie haben in ihrer Gier nach Rache ihre Prinzipien verworfen.

Bush wollte einen kurzen Krieg in Afghanistan führen und zettelte einen zweiten langen an. Obama wollte Guantánamo schließen und ließ es doch offen. Trump kritisierte die „forever wars“, ließ aber noch mehr Drohnenattacken ausführen als Obama. Biden wollte die Machtübernahme der Taliban verhindern und ermöglichte ihnen durch den überhasteten Rückzug erst den schnellen Sieg.

Und sie alle haben die Macht ihrer Exekutive erweitert und Freiheiten eingeschränkt.

Man fragt sich: Wie kompetent ist die Großmacht Amerika eigentlich? Ist sie überhaupt noch eine Großmacht? Und in welche Richtung geht das Land?

Charles Kupchan beschäftigt diese Frage rund um die Uhr. Der Professor für Internationale Beziehungen an der Georgetown University hat das ganze Unheil vorhergesehen, als einer von wenigen. Wir be-

suchten ihn zum ersten Mal 2003, in seinem Büro in der Denkfabrik Council on Foreign Relations, und schon damals warnte er vor all dem, was sich als Folge des 11. September andeutete: Hybris, Arroganz, Selbstüberschätzung.

Unter Obama wurde Kupchan in die Regierung berufen und beriet sie in außenpolitischen Fragen, konnte aber die Misserfolge nicht verhindern, nicht in Syrien, Libyen, Afghanistan.

Nun empfängt er im Garten seines Hauses im Nordwesten von Washington, wo die Experten in teuren Vorstadtviellen residieren, die Politberater und Militärstrategen. Sie beurteilen die Welt vom Schreibtisch aus. Sie bekommen jede Aufmerksamkeit von Medien und Wissenschaft und lagen, was die Folgen von 9/11 angeht, doch oft daneben – genauso wie die Politik.

Nur Kupchan nicht.

„9/11 hat die globale Entwicklung nur beschleunigt“, beginnt er seine Abrechnung. „Amerika wollte schon vorher zu viel. Die Kriege liefen dann nicht gerade gut. Das Ende ist erschreckend. Jetzt ziehen sich die USA zurück. Das Gefühl der Amerikaner ist: zu viel Welt. Nicht genug Amerika. Stoppt den Zug. Warum den Irak in ein Ohio verwandeln? Warum Schulen in Kabul bauen, nicht in Kansas? Trump ist ein furchtbarer Mensch, aber er hat ein gutes Gefühl. Im Rückblick kristallisiert sich an 9/11, dass die USA viel zu viel auf sich geladen haben.“

Er glaubt nicht, dass sich die USA so bald wieder am Nation Building beteiligen oder gar an Auslandseinsätzen. Auch unter Biden werde es heißen: America First. And America Only.

„Es beginnt eine neue Ära Amerikas, die dritte“, sagt Kupchan, „und sie ist doch wie die erste Ära von der Staatsgründung bis Pearl Harbor: Da waren die USA nativistisch, protektionistisch. Kein Multilateralismus. Und mal ehrlich: Wie können wir da draußen Demokratien schaffen, wenn unsere eigene bedroht ist? Biden muss Amerika nun von innen reparieren.“

Seit 20 Jahren sind die Vereinigten Staaten nicht mehr im Frieden. Vor allem nicht im Frieden mit sich selbst. Jetzt muss sich die Nation erst mal selbst heilen.

Das wird dauern. ✖



Michael Streck (r.) war schon am Tag der Anschläge in New York. Jan Christoph Wiechmann berichtete

vor allem über die 9/11-Kriege und ihre Folgen. Anuschka Tomat und Angelika Hala unterstützten die Recherchen beider US-Korrespondenten jahrelang